



Kritische Patriotin: Amanda Gorman.

Ein Gedicht heisst die Welt hoffen

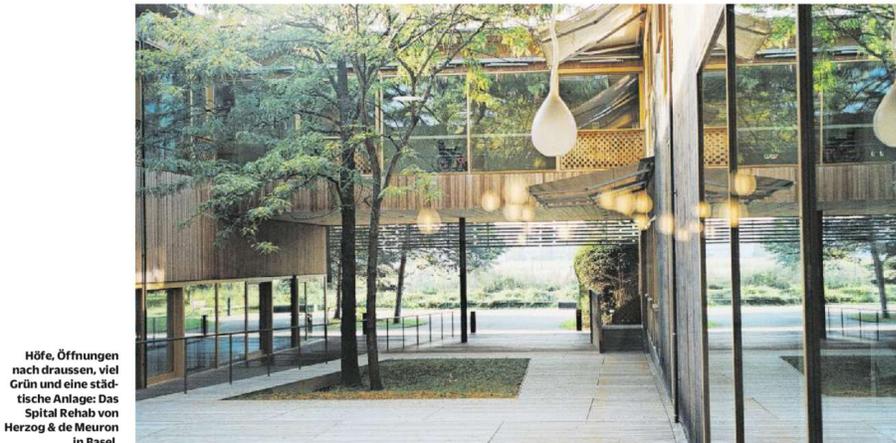
Die 22-jährige Lyrikerin Amanda Gorman hat mit ihrem Vortrag an der Feier zu Bidens Inauguration die Herzen vieler bewegt. Alles nur Show? Nein! Von Manfred Papst

Auch bei Zeremonien, die bis ins Detail geplant sind und keinerlei Abweichung vom Drehbuch zulassen, kann es zu Überraschungen kommen. Ein solcher Moment ereignete sich am 20. Januar 2021 vor den Augen der ganzen Welt, als die erst 22-jährige Autorin Amanda Gorman vor dem Capitol in Washington als Rednerpult trat. Zur Inauguration von US-Präsident Joe Biden trug sie ihr Gedicht «The Hill We Climb» vor. Ihr Auftritt wurde augenblicklich und in den Tagen danach als «Sternstunde der Menschheit» bejubelt; die Medien waren sich einig darin, dass die junge Harvard-Absolventin aus Los Angeles allen anderen «die Show gestohlen» habe: selbst den Weisheit von Andy Gaga und Jennifer Lopez, die an der Feier sangen.

Eine Show war es freilich, was denn sonst? Daran ist nichts Falsches. Ganz ohne Pracht und Pathos kommen auch demokratische Gemeinwesen nicht aus, wenn sie sich ihrer selbst vergewissern und ihren Verfassungspatriotismus bekräftigen wollen. Aber da war noch mehr. Die feierliche Bewegtheit, die während Amanda Gormans Rede das Publikum ergriff, lässt sich als kollektiver Sentimentalitätsausbruch abtun. Was die Rednerin sagte – und mehr noch, wie sie es sagte: Das liess einen Ruck durch die Menschen gehen. Inhaltlich schloss Amanda Gorman eng an das an, was Joe Biden in seiner ersten Rede als US-Präsident formuliert hatte: die Hoffnung bewahren, gemeinsam für eine starke Demokratie eintreten, Wunden heilen, das Beschädigte flicken oder wieder aufbauen. Staatstragende Worte, klar, aber nicht bloss Floskeln, sondern ein starkes Bekenntnis zu Umkehr und Neubeginn.

Was Amanda Gorman auf dem Capitol demonstrierte, war die Suggestivkraft des dichterischen Worts. Wenn man ihr Langgedicht in nüchterne Prosa übersetzt, wird man ihm nicht gerecht, sondern bringt es um vieles von dem, was es ausmacht: den Zauber der Alliterationen, der Binnenreime und Wortspiele. Hinzu kam der kraftvoll rhythmisierte Vortrag, der nicht nur Zutat war. Wer Gormans gesprochene Lyrik bloss als gedruckte Texte wahrnimmt, wird ihr so wenig gerecht wie jemand, der die Lyrics von Bob Dylan nur liest oder die inoffizielle amerikanische Nationalhymne, Woody Guthrie's Song «This Land Is Your Land», auf eine amtliche Mitteilung reduziert.

Amanda Gorman ist keine Unbekannte: 2017 war sie die erste Gewinnerin des Wettbewerbs «National Young Poet Laureate». Doch nach ihrer Rede ist der Rummel um die junge Menschenrechtsaktivistin natürlich riesig. Ihre beiden für September angekündigten Bücher führen bereits die Bestsellerliste an. Viele wittern da schon wieder Show und Kommerz; auch das die junge Frau gesagt hat, sie wolle 2036 US-Präsidentin werden, hat für Hämorrhoiden gesorgt. Doch die hat Amanda Gorman, die als Tochter einer alleinerziehenden Mutter aufwuchs (wie Biden) als Kind stotterte, nicht verdient. Sie steht für die sprichwörtliche Erneuerungskraft der USA: Und die ist, wie Leonard Cohen in «Democracy» singt, sei je «The Cradle of the Best and the Worst».



Höfe. Öffnungen nach draussen, viel Grün und eine städtische Anlage: Das Spital Rehab von Herzog & de Meuron in Basel.

Heilende Architektur

Der Spitalbau boomt in der Schweiz. Rund siebzig Projekte für Neubauten oder Erweiterungen sind geplant. Bei der neuen Generation von Gebäuden soll es nicht nur um Effizienz gehen. Die Gestaltung rückt die Patienten in den Vordergrund, die dort gesund werden wollen.

Von Gerhard Mack

Ganz gleich, ob wir im Bus oder vor dem Fernseher sitzen, die Bildschirme zeigen seit ein paar Monaten immer dieselben Bilder: Ärzte und Pflegepersonal sind in Schutzkleidern mit Patienten beschäftigt, die mit vielen Schläuchen in Intensivbetten liegen. Das Spital ist eine hochtechnische Angelegenheit. Auch wenn der Spitalbau nicht von der Pandemie bestimmt wird, passt das Bild der Pandemie zu der Vorstellung, die wir zumeist von einem Krankenhaus haben: Kliniken sind Hochleistungsmaschinen, Wunderwerke der Technik und der Medizin.

Das ist für die meisten von uns einerseits beruhigend, andererseits macht es uns Angst: Wir dürfen uns umsorgt fühlen; wenn wir eingeliefert werden, vertrauen wir darauf, dass die medizinischen Experten und ihre Apparate uns wieder gesund machen. Zugleich spüren wir unsere Hilflosigkeit. Wir werden vom Empfang ins Sprechzimmer, von dort in den Untersuchungsraum, weiter zum Röntgen, dann wieder zum Arzt und von dort zu weiteren Untersuchungen geführt. Überall lächeln Pflegekräfte uns freundlich an, und wir können uns weder die Namen noch die Gesichter der Ärzte merken. Ob sie miteinander über unser Leiden reden, wissen wir auch nicht. Kafka lässt grüssen.

Die Spitäler, die diesen Alpträumen verursachen, wurden vorwiegend in den sechziger und siebziger Jahren gebaut und waren Ausdruck einer Haltung, die in der Maschine, im perfekten Funktionieren von Abläufen und Apparaten – nicht nur in der Industrie, sondern auch im Spitalbereich –, höchste Effizienz sah. Der Bodycheck als Autocheck. Das funktionierte am besten, wenn Behandlungsräume, Intensivstationen, OP-Bereiche und Krankenzimmer überall gleich waren. Da wusste jeder, wo sich was befand. Das sorgte für gestalterische Langeweile: Auf einem Sockel mit Empfang und Behandlungsinfrastruktur ragte ein Bettenurm mit monotoner Fassade in die Höhe. Wie das

aussah, kann man in der Schweiz beim Triemlispital in Zürich von 1970 und beim Kantonsspital Baden von 1978 sehen.

Heute hat sich die Erwartung an Spitäler geändert. Zum einen, weil diese hierzulande 2012 in private Körperschaften überführt wurden und sich auf dem Markt behaupten müssen: Die Diskussionen um Spitalschliessungen vor der Corona-Krise haben den Wettbewerb um Patienten zur Kehrtseite. Wir wissen auch viel besser, welche Rolle das Wohlgefühl von Kranken bei der Genesung spielt. Wer Angst hat, weil er die Orientierung verloren hat, hat es schwerer, gesund zu werden. So macht denn auch das Stichwort von der «Healing Architecture» seit ein paar Jahren die Runde. Gemeint ist damit eine Architektur, die den Patienten und seine Bedürfnisse ins Zentrum rückt statt den Bedarf an Infrastruktur, Technik und Organigrammen. Tanja C. Vollmer, die an der TU Berlin Architekturspsychologie lehrt, propagiert den Begriff seit über zehn Jahren und hat dafür die Wendung von «Architektur als zweitem Körper» geprägt, «den es braucht, wenn der eigene Körper nicht mehr den Schutz bietet, den wir als Menschen für unser verletzliches Inneres brauchen». Architektur wird als Teil des Heilungsprozesses verstanden.

Rahmen für die nächsten 40 Jahre Wir haben nun die Chance, die Weichen für den Spitalbau neu zu stellen. Viele Kliniken sind ans Ende ihres Lebenszyklus gekommen und werden durch Neubauten ersetzt oder erweitert. Das Portal «Medinside» hat berechnet, dass der Spitalbereich in der Schweiz in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren für rund 15 Milliarden Franken an zeitgenössische Erfordernisse angepasst werden soll. Etwa siebzig Um- und Neubauprojekte befinden sich in der Planung oder im Bau. Wie sie umgesetzt werden, prägt weitgehend die Spitalerfahrungen der Patienten für die nächsten vierzig Jahre. Doch wie sehen Spitäler aus, die Architektur

Wir haben nun die Chance, die Weichen für den Spitalbau neu zu stellen. Viele Kliniken werden durch Neubauten ersetzt oder erweitert.

als Teil der Genesung einbinden? Was lassen sich Architekten einfallen, um für Patienten den Klinikalltag zu mehr als Routine werden zu lassen? Einen ersten Hinweis lieferte Roger Ulrich von der Texas A&M University bereits 1984: Er beobachtete die Genesung von Patienten, die durch das Fenster auf eine Wand oder auf einen Baum schauten, und sah, dass der Anblick des Baums die Heilung förderte. Heute gehört es zum Ziel vieler Spitalplanungen, möglichst viel Natur und Weite anzubieten: Patienten können von Balkonen in Parkanlagen schauen oder sich in begrünten Innenhöfen entspannen.

Licht und Transparenz Nickl & Partner, die seit vierzig Jahren Kliniken bauen und sich seit langem mit der «Healing Architecture» auseinandersetzen, streben für den Neubau des Kantonsspitals in Baden sogar eine Art grüne Magistrale an, in der Aussen- und Innenraum sich durchdringen. Ein begrünter Innenhof öffnet sich den Besuchern und lädt mit Cafés und Läden zum Verweilen ein. Das Projekt zeigt überdies, wie wichtig Tageslicht ist: Das Atrium öffnet sich über drei Ebenen und schafft eine helle Atmosphäre. Eine klare Unterteilung und Wegführung erleichtern die Orientierung. Stationäre und ambulante Behandlung sind getrennt, was der immer kürzeren Verweildauer Rechnung trägt – eine Entscheidung, die das Unispital Zürich mit seinem Ambulatorium im Circle beim Flughafen Zürich vollzog und die beim Triemlispital mit einer Klinik an der Europallee bevorsteht. Die einzelnen Bereiche sind in Baden als Cluster organisiert, die sich in ihrer Grösse verändern lassen. Patienten können sich dorthin begeben und mit Ärzten und Pflegenden wie auf einem Marktplatz zusammenkommen. Das schafft Transparenz und macht es möglich, von einer Abteilung zur anderen zu laufen. Die Verwendung von Naturmaterialien wie Stein für den dreigeschossigen Sockelbau und Holz für die darüberliegenden Patientenzimmer soll



Holzverkleidete Wände, Panoramafenster und eine begrünte Fassade: Zimmer des Unispitals Zürich von Christ & Gantenbein.



Patienten und Besucher mit einer freundlichen Geste begrüssen: Eingangshof des Kantospitals Baden von Nickl & Partner.

zusätzlich Vertrautheit und Wohnlichkeit vermitteln und die Patienten ermutigen, aufzustehen und sich im Haus zu bewegen.

Tanja C. Vollmer hat Patienten in Spitälern begleitet und hebt hervor, wie wichtig Bewegung für die Genesung ist. Das gilt besonders für Kinder. So hat sie im Prinses Máxima Centrum in Utrecht für schwerstkranke Kinder eine Eltern-Kind-Einheit konzipiert, die ein Zimmer für die jungen Patienten und ein Elternzimmer umfasst und durch Bewegungszonen ergänzt wird. Und in der Universitätsklinik Freiburg sollen Kinder durch einen «Anti-Warte-Raum» vom langweiligen Warten abgelenkt werden. In engen und oft schlecht durchlüfteten Gängen auf Stuhlreihen zu sitzen, drückt auf die Stimmung. Wenn Wege dagegen Überraschungen bieten, werden Lebensgeister geweckt. Heilung braucht die Aktivierung der Patienten. Da kann ein Weg vom zeitraubenden Hindernis im Spitalalltag zu einer Art Parcours werden, der die Genesung fördert.

Kranke empfinden anders, ihre Wahrnehmung verändert sich, sie sind sensibler gegenüber Gerüchen, Geräuschen und Enge: «Wir wissen, dass kranke Menschen die Räume als dunkler, enger und überfüllter erleben», sagt Tanja Vollmer im Gespräch mit der Schweizer Bauzeitschrift «Tec21». Wer Kliniken plant, sollte ihnen zuhören. Sie hat Patienten begleitet und herausgefunden, dass die Bedürfnisse wechseln. So wollten Patienten, die sich in der Berliner Charité einer Chemotherapie unterziehen mussten, lieber in Viererzimmern liegen, damit sie nicht allein sind. Ganz entgegen der Tendenz, dass Einbettzimmer wegen der geringeren Infektionsgefahr und der besseren Möglichkeiten zu einer mobilen Behandlung immer mehr zum Standard werden.

Die Klinik als Stadt im Kleinen
Herzog & de Meuron gehen noch einen Schritt weiter und planen ihre Spitalbauten wenn möglich als horizontale Stadt. «Spitäler sind sehr verschieden. Fast alle sind aber

komplexe Raumstrukturen, die man so organisieren muss, dass diejenigen, die darin leben und arbeiten, sich erinnern können, ihren Weg finden. Da hilft es, wenn wir die Funktionen so anordnen wie in Städten: Es gibt Bereiche, in denen gearbeitet wird, wie Diagnostik und Behandlung, und solche, in denen die Menschen wohnen, wie die Patientenzimmer, wo es relativ ruhig sein soll. Und es braucht Begegnungsorte, in welchen sich das Spital auch nach aussen öffnet», beschreibt Christine Binswanger das Konzept, das sie als Senior-Partnerin bei Herzog & de Meuron verantwortet.

Das Modell prägt das Kinderspital in Zürich ebenso wie ein grosses Klinikum in Dänemark und lässt sich beispielhaft am Zentrum für Rehabilitationsmedizin Rehab in Basel beobachten. Statt in mehreren Bauten, die ein Konglomerat bilden, sind alle Funktionsbereiche unter einem Dach angeordnet. Das Volumen wird möglichst flach gehalten. Das erleichtert nicht nur viele Abläufe und erhöht die Flexibilität, wenn Bereiche ihren Raumbedarf verändern, es wahrt auch einen menschlichen Massstab.

Der wird durch die Organisation als kleine Stadt gefördert. Es gibt Strassen, Gassen und Plätze. Ein offener Aussenraum und ein grosses Foyer empfangen Besucher und Patienten. Innenhöfe mit verschiedenem Bewuchs und unterschiedlicher Gestaltung bringen viel Licht ins Innere des Gebäudes und erlauben Orientierung. Es gibt stille Winkel und Sitzgelegenheiten für viele. An den Tischen, an denen die Putzquipe eine Pause macht, treffen sich am Nachmittag vielleicht Besucher zum Kartenspielen. Das Spital wird so vertraut wie ein kleines Dorf, dessen Häuser und Gassen man kennt. Dass hier vieles aus Holz ist, trägt zum Wohlfühl bei. Die zahlreichen Details zeigen, dass von den Menschen her gedacht wurde, die hier arbeiten und eine Weile hier leben. Hohe Funktionalität ist da nur die selbstverständliche Basis. Die Architekten zielen auf die Bedürfnisse der Menschen.

Die grössten Projekte

2,1 Mrd. Fr.

Auf diesen Betrag werden die Kosten für die Gesamt-erneuerung des Unispitals Zürich geschätzt.

750 Mio.

In diesem Umfang sieht der «Masterplan Inselspital» in Bern Ersatz- und Neubauten vor.

600 Mio.

So viel soll das Kinderspital Zürich kosten, das gerade nach Plänen von Herzog & de Meuron errichtet wird.

Das neue Spital ist aber nicht nur wie eine Stadt organisiert. Es ist auch Teil der Stadt und soll sich mit dieser in Austausch befinden. Ein Beispiel dafür ist das Unispital Zürich. Für seine Erweiterung machen die Basler Architekten Christ & Gantenbein gerade die Zentrumslage zum Kern ihres Entwurfs. «Wir wissen heute, wie wichtig es für den Heilungserfolg ist, dass Kliniken in das Leben der Stadt integriert sind. Später sollen offene und menschliche Gebäude sein für Patienten, ihre Angehörigen und für alle, die dort arbeiten. Das zu beachten, ist heute so wichtig wie die technische und konstruktive Nachhaltigkeit», sagt Emanuel Christ.

Das Spital als Teil der Gesellschaft

Das Spital soll keine ausgegrenzte Zone werden wie in der Nachkriegsmoderne. Die Kranken und ihre Betreuer sollen sich als Teil der Gesellschaft fühlen, die Besucher willkommen sein. Dabei helfen ein grosser Park, eine Aufteilung des Volumens in zwei Bauten, von denen der vordere die Krankenzimmer aufnimmt, eine tiefe Fassade mit einer Schicht aus Balkonen und einer Begrünung, Wege durch das Areal, die für die Bevölkerung offenstehen, und ein offenes Erdgeschoss, das sich mit Angeboten wie Restaurants an alle wendet. «Diese Offenheit ist uns wichtig und entspricht einer zeitgenössischen Spitalarchitektur - das Spital als Teil der Stadt», sagt Christ.

Das Bewusstsein für die Notwendigkeit von Änderungen im Spitalbau wächst. Über das Thema wird heiss diskutiert. «Tec21» hat in kurzer Zeit drei Hefte dazu herausgebracht, die ETH Zürich hat gerade eine Diskussionsreihe organisiert. Und sie bereitet eine Professur für Care-Architektur vor, an der nicht nur zu den baulichen Spitalstrukturen geforscht werden soll, sondern generell dazu, wie Architektur dazu beitragen kann, dass die Volksgesundheit sich verbessert. Die digitalisierte Zukunft der Medizin dürfte einem Netzwerk aus vielen Akteuren gehören. Architekten sind ein Teil davon.

Lärm um ein Luftschloss

Die Tonhalle Maag blieb ein Traum. Dass niemand diesen leben wollte, ist ein deutliches Zeichen.

Bis zuletzt wollte sie keiner. Jetzt kann sie keiner mehr haben. Das Resultat? Ein bestürzter Aufschrei. Von Provinzialität ist die Rede, von verpassten Chancen. Es ist viel Lärm um einen schönen Traum. Dies alles, weil die Tonhalle Maag vom Konzertsaal zum Ort für immersive Kunst wird, das heisst für sehr angesagte, sehr kommerzielle, sehr neuartige Kunst zum Eintauchen.

Aber der Reihe nach. 2017 wurde die Tonhalle Maag eröffnet als vorübergehende Spielstätte des Tonhalle-Orchesters Zürich (TOZ) während der Renovation des alten Tonhalle-Gebäudes. Das Provisorium kostete 12 Millionen Franken, fasst 1200 Plätze und ist eine Fichtenholzbox mit dem Charme eines hochalpinen Konferenzentrums, ohne Tageslicht (was die Orchester Musiker stört), aber mit grossartiger Akustik (was Publikum und Gastdirigenten begeistert). Kurz: Es übertraf alle Erwartungen. Diese Akustik! Die Lage und das Ungeprüfte, die den jungen Besuchern die Schwellenangst nahmen! Die grossartigen musikalischen Momente, die sich in der Maag ereigneten! Die Aufbruchstimmung um den Chefdirigenten Paavo Järvi!

Saal und Inhalt vermischten sich immer mehr. Und nicht nur das. Sie wurden zum Symbol für den Neubeginn. Für die Verheissung, dass Zürich ein Zentrum für klassische Musik werden könnte. Viele wollten den Saal behalten. Bloss: Zu mehr konnte sich keiner durchringen. Nicht die Stadt Zürich, die zwar eine Studie in Auftrag gab, welche den Bedarf an einem Konzertsaal dieser Grösse stützte, sich aber sonst in vornehmer Zurückhaltung und Mutlosigkeit übte. Aber auch nicht die musikalischen Akteure, von denen keiner die Trägerschaft für den Saal übernehmen mochte oder konnte, auch nicht im Kollektiv.

Das sind deutliche Zeichen. Denn: Wo keine Musik spielt, steht selbst ein akustisch hervorragender Saal auf verlorenem Posten. Und die Musik hätte spielen müssen. Oft und für grosses Publikum. 70 000 Besucher jährlich braucht es, damit die Tonhalle Maag rentiert. Sogar die Tonhalle-Gesellschaft, die bei entsprechenden Subventionserhöhungen den Betrieb möglicherweise hätte übernehmen können, gibt zu bedenken, «der Saal könnte zu gross sein für diese Stadt und die in der Studie erwähnten 70 000 Besucher hätten womöglich verwandten Häusern und anderen Kulturinstitutionen gefehlt». Diese Gefahr droht seitens der immersiven Kunst nicht.

Im Aufbruch um all dieses hätte, könnte, würde geht vergessen, dass das TOZ im Sommer keinen Saal verlieren wird, sondern in den akustisch noch hervorragenderen ursprünglichen Tonhalleaal zurückkehrt. Es geht vergessen, dass das dortige Seuffer bei aller Gesetzmässigkeit kein Unort ist, die sechs statt drei Minuten Gehdistanz zu angesagten Lokalen kein unüberwindbares Hindernis darstellen. Und nicht zuletzt geht vergessen, dass die heutigen Intendanten am Schauspiel- und am Opernhaus zeigen, wie problemlos sich ein junges Publikum auch einen Raum samt Plüsch und Stuck zu eigen macht, wenn der Inhalt stimmt. Und der stimmt beim TOZ nun wie schon lange nicht mehr. Anna Kardos

ANZEIGE

WALDHAUS SILS
A family estate since 1908

Mit Abstand die beste Aussicht für einen schönen Winterurlaub

Winter 2020/21 - 11. Dez. - 11. Apr.
Hotel Waldhaus - 7514 Sils-Maria
T 081 938 51 00 - www.waldhaus-sils.ch